MICHAELA GRÜNIG
Ohne Ziel ist der Weg auch egal
ROMAN
feelings
emotional eBooks

Michaela Grünig

Ohne Ziel ist der Weg auch egal

Roman

Über die Autorin

Was wäre, wenn … frau, anstatt das sichere Studium durchzuziehen, doch lieber als Partygirl auf Ibiza angeheuert hätte? Mit dem heißen argentinischen Polospieler durchgebrannt wäre, anstatt den ehetauglicheren Steuerberater zu wählen? Oder »einfach mal so« ein One-Way-Ticket nach LA gelöst hätte? Würde besagte Frau dann jetzt als George Clooneys Freundin zur Oscar-Verleihung marschieren? Oder als neurotische Schnapsdrossel auf dem Highway to Hell? Solche Gedankenspiele beschäftigen mich in meinen Tagträumen. Und da ich leider – wie übrigens die meisten Menschen – nur ein Leben zur Verfügung habe, lasse ich meine Romanfiguren all diese verrückten Dinge für mich ausprobieren! Um die Sache zu vereinfachen, teilen die meisten von ihnen meine Charaktereigenschaften, und zwar die guten wie die miesen! Die besten Ideen dafür kommen mir immer, wenn ich mit meinen drei Hunden durch den Wald ziehe.

Über das Buch

Lenja liebt Ben. Das ist ein Naturgesetz. Dummerweise hat Ben sie gerade verlassen und plant, sich Ärzte ohne Grenzen anzuschließen. Aber Lenja weiß, wie sie ihn aufhalten kann: Sie schlüpft in die Rolle der sechsundsiebzigjährigen Karla und zieht in das Seniorenstift ein, in dem Ben arbeitet. Selbstverständlich hat sie sich auf ihre Rolle bestens vorbereitet – nur nicht auf die charmante Schlitzohrigkeit ihrer neuen Mitbewohner. Die stehen ihr bald mit Rat und Tat zur Seite, denn auf die Waffen einer jungen Frau muss Lenja alias Karla ja leider verzichten …

[...]

6.

Gemeinsam durchquerten wir die elegante, mit weiß-grauem Marmor verkleidete Eingangshalle von Schloss Winterfreude. Beate, meine hilfsbereite Nichte, trug die Koffer. Auf dem Weg zur mahagonivertäfelten Rezeption hielt ich unwillkürlich Ausschau nach Ben. Aber er war nicht zu entdecken. Bis auf ein paar Zeitung lesende Senioren war die Halle leer. Hinter dem Schalter stand eine junge, blonde Empfangsdame – hm, Konkurrenz? – und schien uns bereits zu erwarten.

»Herzlich willkommen in Schloss Winterfreude! Mein Name ist Isobel van Breden«, strahlte sie Beate an. Klar, ich war hier zwar die Hauptperson, wurde aber nicht beachtet.

»Danke! Karla Meyer. Ich habe reserviert«, säuselte ich.

Frau van Breden tippte eine kleine Ewigkeit auf der Computertastatur herum, und mir wurde ein wenig heiß. Hatte ich das Zimmer auf den richtigen Namen bestellt? Aber dann wurde die schöne Isobel doch noch fündig.

»Hier haben wir Sie! Möbliert, richtig? Sie werden Suite 235 im Südturm bewohnen«, flötete sie liebenswürdig. »Das wird Ihnen bestimmt gefallen. Sehr sonnig!«

Das interessierte doch den Heizer, ob das Zimmer sonnig war. Und so fragte ich hastig: »Und wie komme ich dahin?«

»Aber, aber! Nicht so schnell. Wir müssen Sie doch erst noch einchecken.« Nachsichtig lächelte sie über meinen vermeintlich senilen Unverstand. »Ich sehe, Sie haben die ersten drei Monatsmieten und die Kaution bereits überwiesen. Dann benötige ich nur noch Ihren Pass und das Anmeldeformular.«

Bedächtig öffnete ich meine ehrenwert aussehende Handtasche, zog meinen nigelnagelneuen, weil natürlich gefälschten, Pass und das zu Hause ausgefüllte Anmeldeformular heraus und legte beides kommentarlos auf den Tresen.

Der Pass hatte mir zunächst große Bauchschmerzen bereitet. Ich wollte schließlich Beate nicht zur Urkundenfälschung anstiften. Aber sie hatte nur gelacht, als ich ihr meine Bedenken vortrug. »Mach dir mal nicht in die Hose. Du brauchst den doch nur für die Anmeldung und nicht, um über eine Grenze zu marschieren.« Beate schien ihren in Indien wegmeditierten »Groove« wiedergewonnen zu haben. Sie hatte natürlich recht. Isobel warf nur einen flüchtigen Blick auf die photogeshopte, frisch überklebte und laminierte Passseite mit meinen Personalien. Dann schob sie ihn wieder zu mir rüber.

»Wunderbar!« Sie läutete eine goldene Klingel, und schon bog ein junger Mann in dunkelblauer Uniform um die Ecke. »Adam, geleiten Sie bitte Frau Meyer zu Suite 235?«
Isobel schenkte mir ein unverbindliches Abschiedslächeln. »Bis bald, Frau Meyer. Ich hoffe, Sie werden sich schnell bei uns wohlfühlen.«
So weit, so gut. Ich atmete erleichtert auf. Die erste Hürde war übersprungen.
Adam – gemäß Namen und leichtem Akzent höchstwahrscheinlich polnischer Nationalität – sah so adrett aus, als hätte man ihn gerade erst aus dem Musikantenstadl entführt. Das dunkle Haar brav über dem schmalen Gesicht gescheitelt, wünschte er uns in grammatikalisch einwandfreiem Deutsch einen guten Morgen, bevor er meine Koffer auf ein rollendes Etwas lud. Dann schob er los. Beate und ich folgten unaufgefordert.
»Das Mittagessen wird um elf Uhr dreißig im Sonnensaal serviert, und Abendmahl kann man um siebzehn Uhr dreißig in der Taverne einnehmen«, informierte uns Adam artig im Aufzug.
»Ist das nicht ein bisschen früh?«, fragte Beate verblüfft, während ich mich eingehend im Fahrstuhlspiegel betrachtete.
»Viele unserer Gäste gehen zeitig zu Bett. Und spätes Essen belastet nur unnötig den Organismus«, wurde sie eines Besseren belehrt.
Beate schmunzelte verzückt. Man sah ihr an, dass sie viel Spaß hatte. »Der ist aber süß«, formten ihre Lippen lautlos hinter dem Rücken des Hotelburschen.
Die Fahrstuhltür öffnete sich im zweiten Stock, und wir folgten Adam auf den mit weinroter Seidentapete ausgekleideten Flur. Plötzlich trat aus einem der angrenzenden Zimmer ein aristokratisch aussehender älterer Herr.
»Guten Morgen, Herr Warstein«, grüßte Adam. »Frau Meyer, darf ich Ihnen Ihren neuen Nachbarn, Herrn Warstein, vorstellen?
Adam war stehengeblieben, wahrscheinlich um seine kleine Vorstellungszeremonie mit einem Händeschütteln abzurunden. Aber davon schien Herr Warstein, der verschlossen und nicht übermäßig freundlich wirkte, nichts zu halten: Er nickte einmal kurz in meine Richtung und stolzierte, ohne ein Wort zu verlieren, schnurstracks an uns vorbei.
Adam schaute ihm sichtlich enttäuscht hinterher. Sein Weltbild war eindeutig in Goethes »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut« verankert. Schade, dass er damit einer aussterbenden Art angehörte. »Sie werden sich bestimmt später kennenlernen«, tröstete Adam mich. Dann schloss er die Tür von Suite 235 auf und ließ uns eintreten. Das Halbdunkel des Zimmers roch sanft nach Mottenkugeln. Doch Adam machte sich bereits an den schweren Vorhängen zu schaffen. Einen Moment später fluteten warmes Sonnenlicht und Frischluft in das komplett in Beige- und Brauntönen gehaltene Zimmer.

»Voilà!«, rief er wie ein Magier, der seinem Publikum den gerade aus dem Hut gezauberten Hasen präsentierte. »Suite 235.«
Beate und ich blickten uns an. Zumindest der Eingangsbereich sah gar nicht mal so übel aus. Ich würde mich zwar unter normalen Umständen nicht zwingend mit so zierlichen Biedermeier-Möbeln einrichten, aber wenigstens stand hier kein Gelsenkirchener Barock mit Brokatbezug herum.
Unser netter Hotelbursche ließ es sich nicht nehmen, uns auch alle anderen Räume der Suite zu zeigen.
»Hier ist das Badezimmer.« Nobler Marmor bis zum Abwinken.
»Das Schlafzimmer.« Das musste ich mir gleich noch mal genauer anschauen. Sah aber auf den ersten Blick auch ganz passabel aus.
»Und der Wohnbereich.« Oje, da war er, der Klassiker, auf den ich nur gewartet hatte: ein in Öl verewigter röhrender Hirsch hing über dem Sofa. Der würde mir bestimmt gleich mal runterfallen. So etwas Gruseliges konnte ich mir ganz sicher nicht drei Monate lang anschauen.
»In dieser Broschüre stehen alle wichtigen Telefonnummern, und weiter hinten finden Sie das jeweilige Tagesprogramm.« Mein ritterlicher Kofferträger nahm ein dünnes Heftchen vom Tisch und blätterte ein wenig.
»Heute zum Beispiel gibt es einen Aquarell-Malkurs, Bridge für Einsteiger, Wassergymnastik und Nordic Walking durch den Park. Außerdem können Sie sich jederzeit für eine Runde Golf vormerken lassen.«
»Das ist ja ein *tolles* Programm, Tante Karla! Findest du nicht?«, feixte Beate mit halbherzig vorgetäuschtem Enthusiasmus.
Dabei spielten wir eigentlich ganz gerne Golf. Nur vielleicht nicht in dieser Verkleidung. »Klass…«, setzte ich mit meiner normalen Stimme an, doch Beates warnender Blick löste bei Tante Karla einen akuten Hustenanfall aus.
»Herrlich, ganz herrlich«, sagte ich in einer höheren Tonlage und hüstelte noch ein bisschen, um meinen Schnitzer wiedergutzumachen. Aber Adam hatte nichts bemerkt. Er lud meine Koffer ab.
»Haben Sie noch irgendwelche Wünsche?«, fragte er dienstbeflissen.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, danke.«
»Müssen Sie eine bestimmte Diät einhalten?«, erkundigte er sich fürsorglich.
»Nein.« Aus den Augenwinkeln sah ich, dass Beate sich großartig amüsierte.
»Oder benötigen Sie vielleicht Hilfe beim Waschen und Ankleiden?«
»Absolut nicht«, antwortete ich schärfer als beabsichtigt.
»Bist du sicher, Tante Karla?«, fragte das Kameradenschwein Beate leutselig und hob belehrend den Zeigefinger in die Höhe. »Eine helfende Hand soll man nie ablehnen.«

»Nein, danke«, wiederholte ich fest und zeigte Beate hinter meinem Rücken den Stinkefinger.
»Also dann, Frau Meyer, gutes Eingewöhnen, und ich werde Sie rechtzeitig um elf Uhr zwanzig zum Mittagessen abholen«, verabschiedete Adam sich. Den von Beate offerierten Fünf-Euro-Schein ließ er dezent in seiner Hosentasche verschwinden.
»Mannomann!«, flüsterte Beate, als sie Adam außer Hörweite wähnte, und ließ sich mit einem tiefen Seufzer in die beigefarbenen Polster plumpsen.
»So schlimm ist es doch gar nicht«, versuchte ich mir Mut zu machen.
Beate sah plötzlich ganz ernst aus. Fast besorgt. »Ich hoffe nur, dass er das auch wert ist, Lenny.«
»Das ist er«, sagte ich fröhlicher, als ich mich fühlte. »Du wirst sehen … am Ende bist du Trauzeugin bei unserer Hochzeit.«
Beate schüttelte verwundert den Kopf. »Warum bist du nur so wahnsinnig versessen aufs Heiraten, Lenny? Was versprichst du dir davon? Ewige Glückseligkeit? Also ich an deiner Stelle wäre schon mit einer ganz normalen Beziehung glücklich.«
»Und ich weiß auch schon, mit wem du diese *stinknormale* Beziehung am liebsten führen würdest«, erwiderte ich schnippisch, obwohl ich ewiges Stillschweigen über die Identität von Beates heimlichem Liebesobjekt gelobt hatte.
Doch Beate ließ sich nicht provozieren. »Lenny, wenn du etwas brauchst oder hier wegwillst …« Sie machte eine Geste, als würde sie telefonieren, »ein Anruf und ich bin da, okay?«
Ich nickte gerührt. »Ich weiß.«
Dann ging Beate, und ich war allein. Allein unter Fremden.

7.

Tim starrte wie in Trance auf den Computerbildschirm. Lenny beschwerte sich regelmäßig, wie sauschwer es war, für »Abgefahren« zu schreiben, da jede Folge mit einem Cliffhanger endete und es die Auflösung der Krimi-Serie immer erst in der allerletzten Sendung der Staffel gab. Sie jammerte darüber, dass jede Folge auf allen vorherigen aufbaute und man sich nicht die kleinste Ungereimtheit leisten durfte. Aber sie hatte ihm leider nie verraten, wie man die erste Szene schrieb.

»Abgefahren« handelte von einer jungen Privatdetektivin namens Lara Kloft, die auf ihre Weise die abstrusesten Fälle löste, während sie von einer Liebespleite in die nächste schlitterte. Klar, dass sie sich jedes Mal in die grundverkehrten Typen verknallte und sich außerdem mit den psychologischen Folgeschäden einer antiautoritären Kindheit in der Hippie-Kommune ihrer Eltern rumschlagen musste. Das musste so sein. Schließlich basierte Laras problematische Hintergrundgeschichte auf Lennys eigener Vergangenheit. Wie sagte sie immer? »Man schreibt halt über das, was man kennt.«

Er kannte Lenjas Vorleben haargenau, schließlich hatte er sie damals oft genug getröstet, wenn sie von ihren durchgeknallten Eltern mal wieder bloßgestellt worden war. Meistens waren diese mit irgendwelchen Plakaten vor ihrer Schule aufmarschiert und hatten gegen »den Kapitalismus« und das »System der Sklaverei« protestiert. Auf den wild herumgeschwenkten Schildern standen dann so peinliche Sprüche wie »Poppen statt Kloppen«, »Bildung krepiert, wenn Dummheit regiert« oder auch »Bürger lasst das Shoppen sein! Steckt die Sachen einfach ein!«.

Nein, theoretisch wusste er, worüber er schreiben *sollte*. Praktisch hatte er sich inzwischen auch die Drehbuch-Software, die gleiche, die Lenja immer benutzte, heruntergeladen, aber viel hatte er trotzdem noch nicht zustande gebracht.

»FADE IN:

INT. CAFÉ – TAG

In einem altmodischen Café sitzt LARA, für ihre Verhältnisse ungewöhnlich schick angezogen, einem männlichen KLIENTEN gegenüber.

LARA

Was wollen Sie von mir?

KLIENT

(schiebt ihr einen Umschlag zu)

Sie werden alles Weitere hier drin finden.
LARA
Um was für ein Vergehen handelt es sich?
Doch der namenlose KLIENT steht ohne ein weiteres Wort auf. Lara sieht ihm verblüfft hinterher.«

Tims Cursor blinkte auf dem Punkt hinter dem letzten Satz. Er hatte keine Ahnung, um was für ein Vergehen es sich handeln sollte. Er war der verdammte Produzent, nicht der Autor. Wenn er sich wenigstens mit Lenja hätte besprechen können. Aber sie hatte in weiser Voraussicht ihr Handy abgeschaltet. »Ich melde mich, wenn ich Zeit habe«, waren ihre letzten Worte zu ihm gewesen. Und er hatte es nicht übers Herz gebracht, ihr den drohenden Untergang von »Abgefahren« zu beichten. Nein, er wollte sie nicht damit belasten, denn er wusste aus langjähriger Erfahrung, dass Lenja unter Druck panisch reagierte und sogar zeitweilig in eine Schreibblockade verfallen konnte. Deshalb hielt er unerfreuliche Entwicklungen immer so lange wie möglich von ihr fern.
Er hätte nie gedacht, dass es so schwer sein könnte, sich eine schlüssige Handlung aus den Fingern zu saugen und aufs leere Papier zu bringen. Dabei standen Schreiberlinge in dem komplizierten Machtgefüge der TV-Hierarchie eigentlich auf der untersten Stufe. Die Namen der Schauspieler waren dem Publikum bekannt. Die Regisseure und selbst die Produzenten wurden intern von den Sendern hofiert und gefeiert, aber die Drehbuchschreiber vernachlässigte man sträflich. Dabei ging ihm gerade zum ersten Mal auf, dass diese als Einzige wirklich schöpferisch tätig waren, da sie sich etwas komplett Neues ausdachten, während alle anderen *nur* mit dem vorhandenen Material arbeiteten. Ohne die Autoren wären sämtliche Regisseure, Schauspieler und Produzenten arbeitslos.
Eigentlich hatte er immer geglaubt, dass gerade seine Arbeit als Produzent besonders kreativ war. Die meisten Menschen stellten sich wahrscheinlich unter einem »Executive Producer« jemanden vor, der mit dem Scheckbuch wedelte und das benötigte Geld heranschaffte, aber das machte nur einen verschwindend geringen Teil seiner Tätigkeit aus. Nein, er arbeitete mit dem Regisseur das gesamte Drehbuch durch und musste dann geeignete und vor allem erschwingliche Drehorte finden, die richtigen Schauspieler engagieren und schließlich die gesamte Produktion organisieren. Er stellte Kostümbildner und Kameraleute ein, musste jeden Tag beim Filmen am Set anwesend sein und auch kontrollieren, dass bei der Postproduktion nichts in den Sand gesetzt

wurde. Das war ein monströses Arbeitspensum. Und jetzt sollte er zusätzlich noch die verflixte Handlung bestimmen!
Hm. Und wenn er einfach einen anderen Autor verpflichtete? Vertraglich wäre das möglich, aber wie sollte er Lenja erklären, dass er sie ausgebootet hatte? Verdammt. Er wusste genau, warum er sich, abgesehen von Lenja, keine Freunde unter seinen Mitarbeitern suchte. So was ging immer nach hinten los, denn beim Fernsehen war sich jeder selbst der Nächste. Er hatte schon Eheleute über die Leiche ihres Partners gehen sehen, wenn es um ein gutes Rollenangebot oder eine attraktive Regiearbeit ging. Aber Lenny in die Pfanne hauen, nein, das brachte er nicht übers Herz. Also musste er selber ran. Verfickt und zugenäht!
Vielleicht sollte er sich der Sache vom Standpunkt eines Produzenten nähern? Was wäre denn ein interessantes, noch nie dagewesenes Setting für »Abgefahren« und Lara Kloft? Sie hatte ja eigentlich schon in allen möglichen Milieus Fälle aufgeklärt. In Schulen, Bordellen, Adelskreisen.
Verdammt, irgendwie war er wie zugenagelt. Ihm fiel einfach nichts Passendes ein. Er musste sich anderweitig inspirieren lassen. Ob er einen Kriminalfall aus dem echten Leben umarbeiten konnte? Das war die Lösung!
Tim drückte energisch auf den Knopf des Intercoms, das ihn mit seiner Sekretärin verband.
»Muuutz? Ich bräuchte mal dringend alle Zeitungen von dieser und letzter Woche!«

8.

Meine Koffer waren ausgepackt. Ich blickte auf die Uhr. Neun Uhr zwanzig. Noch zwei volle Stunden bis zum Mittagessen. Dem Mittagessen, bei dem ich Ben endlich, nach drei harten Wochen, wiedersehen würde. Was machte ich nur in der endlosen Zeit bis dahin? Sollte ich ihn suchen gehen? Unentschlossen schlenderte ich zum Fenster und spähte hinaus.
Ein kleiner Trupp Senioren praktizierte Tai-Chi in der Morgensonne. Wie auf Kommando hoben alle ganz, ganz langsam ihren rechten Arm, ließen ihn im Schneckentempo einmal durch die Luft kreisen und wieder in die Ausgangsposition zurückkehren. Als Nächstes war der linke Arm dran. Es sah majestätisch, aber auch ein bisschen bescheuert aus. Leider befand sich Ben nicht unter den Möchtegern-Schattenboxern.
Mein Gesicht juckte. Ich checkte besser noch mal, dass alle Ersatzteile richtig saßen und mich nicht im Stich ließen. Lag der Waschraum mit dem großen Spiegel hinter dieser Tür?
Das Badezimmer war die Wucht. Vollständig angezogen saß ich im Badewannenlift und ließ mich per Knopfdruck rein- und wieder rausfahren. Cool! Über den Armaturen waren zusätzliche Haltegriffe angebracht. Und ein dicker roter Knopf, auf dem »Notruf« stand. Beim Baden war man hier sicherer als in Abrahams Schoß.
Auch sonst konnte es keine Unfälle geben: Die Toilette funktionierte vollautomatisch. Sobald man aufstand, rauschte auch schon die Spülung, der Sitz wurde einmal durch Desinfektionsmittel gezogen und dann klappte der Deckel von ganz allein wieder runter. Urinstein hatte da keine Chance.
Interessiert fischte ich die lila eingepackte Seife aus der Schale neben dem Waschbecken und las das aufgedruckte Werbeversprechen. Sie sollte bei Altersflecken helfen! Das Shampoo verhieß »Extraglanz im Silberhaar«. Was für Schätze würde ich wohl in den anderen Zimmern finden?
Im Schlafzimmer stand ein Himmelbett: Die Zwei-mal-zwei-Meter-Matratze flankierten vier stabil aussehende Pfosten, zwischen die ein beigefarbener Baldachin gespannt war. Die Fernbedienung lag auf dem Nachttisch. Ein leises Surren ertönte, als ich zuerst das Kopf-, dann das Fußteil in eine fast senkrechte Position brachte. Jetzt war die Matratze u-förmig. Dann entdeckte ich die Massagefunktion.
Schnell schlüpfte ich aus meinen Schuhen und in das wieder flachgesurrte Bett und ließ mich einmal durchkneten. Göttlich! Vielleicht würde mein Aufenthalt hier doch angenehmer als angenommen werden.

Auf dem Nachttisch lag ein Stapel Zeitschriften. »Fit durch Seniorengymnastik« und »Liebe im Alter« waren die interessantesten Titel. Neben dem Lichtschalter war ein weiterer Notrufknopf angebracht. Sicherheit wurde hier wirklich groß geschrieben.
Ich war gerade bei meiner zweiten Massage, als es klingelte. War das an meiner Tür? Ich hopste mit einem Satz aus dem Bett und eilte zum Eingangsbereich. Auf dem Weg dorthin sah ich meine grauhaarige, fast rennende Erscheinung im Spiegel. Sofort bremste ich ab. Wer immer vor der Tür stand, musste daran gewöhnt sein, dass die Bewohner nicht die schnellsten waren. Aber inzwischen klingelte es bereits zum dritten Mal. Gestresst riss ich die Tür auf.
Vor mir stand ein Berg aus Muskeln. Ein junger Adonis, dessen Bizeps und Stiernacken sogar Rocky Balboa neidisch machen würden. Über der Brust im XXL-Format und den kräftigen Armen war seine schneeweiße Krankenpfleger-Uniform bis zum Zerreißen gespannt. Und seine Hose saß ebenfalls recht knackig.
Er lächelte mich freundlich an. Allmählich verstand ich, warum der Aufenthalt in Schloss Winterfreude so teuer war: Es wurde einem wirklich was geboten.
»Ja, bitte?«, flötete ich in Karla Meyers Tonlage.
»Frau Meyer?«, fragte mich das Channing-Tatum-Double.
Ich nickte sanft, wie ich es mit Beate geübt hatte.
»Ich bin Andreas.« Ohne dass ich ihn reingebeten hätte, ging Andreas an mir vorbei ins Zimmer. Erst jetzt bemerkte ich die kleine Krankentasche, die er auf dem Tisch abstellte.
»Sie wünschen, junger Mann?«, erkundigte ich mich betont ehrpusselig. Mir schwante Fürchterliches. Und richtig: Er öffnete seine Tasche und zog eine steril verpackte Spritze heraus.
»Nichts Besonderes. Wir kontrollieren nur Blutdruck, Zucker, Cholesterin und Leberwerte.«
Er legte das Blutdruckmessgerät neben die Spritze und streifte sich ein paar Gummihandschuhe über. »Können wir?«
»Wie bitte?«, sagte ich, um Zeit zu gewinnen.
»Würden Sie kurz Ihren rechten Arm frei machen?«
Aber ich machte ehrlich gesagt lieber zwei Schritte rückwärts. Und das aus gutem Grund: Beate hatte mir aus den Tiefen ihres Schminkarsenals eine Tube »Gera-tex« anvertraut. Damit trimmte ich meine Hände auf alt. Diese Creme entzog der Haut sogenannte Elastine und ließ sie ganz runzelig aussehen. Beate hatte mir nämlich gepredigt, dass man »das Alter eines Menschen immer an seinen Händen ablesen kann« und ich ja schlecht von morgens bis abends

Handschuhe tragen könne. Aber mein cleverer Faltenmacher war momentan leider nur bis zum Ansatz der langärmeligen und hochgeschlossenen Bluse aufgetragen, und unter dem dünnen Stoff lag mein glatter, völlig faltenfreier Arm. Ich konnte also auf keinen Fall blankziehen.
»Soll ich Ihnen helfen, den Ärmel hochzukrempeln?« Der Muskelmann kam mir beängstigend nahe. O Gott, wenn der ernst machte, war ich ihm hilflos ausgeliefert.
»Nicht so schnell!« Sicherheitshalber flüchtete ich erst mal hinter den breiten Tisch, der im Eingangsbereich stand.
Andreas sah mich verdutzt an. Dann lächelte er.
»Es wird auch bestimmt nicht wehtun. Versprochen«, versuchte er mich einzuwickeln. Aber da hatte er sich die Falsche ausgesucht!
»Das kann ja jeder sagen«, erwiderte ich aufmüpfig.
»Jetzt stellen Sie sich doch nicht so an. Ich habe jahrelange Erfahrung beim Blutabnehmen. Ein kleiner Piks und schon ist alles gut.« Er ging entschlossen um den Tisch herum, um auf meine Seite zu gelangen.
Warnend hob ich die Hand. »Stopp! Oder ich muss mich zur Wehr setzen.«
Ungläubig sah Andreas mich an. Dann beging er den Fehler, einen weiteren Schritt auf mich zu zu machen.
Blitzschnell ergriff ich den nächstbesten Stuhl bei der Lehne und stieß probeweise mit den Stuhlbeinen in seine Richtung.
»Aber Frau Meyer!«, empörte er sich.
Ich senkte meine Waffe, behielt den Stuhl jedoch einsatzbereit in den Händen.
Der schöne Andreas atmete einmal tief durch. Dann lächelte er wieder. »So etwas ist mir echt auch noch nicht passiert.« Das glaubte ich ihm aufs Wort, denn bestimmt ließen sich die alten Omis sonst ganz gerne von ihm »frei machen«.
Misstrauisch behielt ich ihn im Auge und sagte mit Nachdruck: »Ich will aber keinen Bluttest.«
»Kommen Sie, das ist reine Routine. Diese Standardtests sind hier beim Einzug Pflicht. Das kann Ihnen wirklich nicht schaden.« Andreas' Stimme klang sexy, verführerisch. Unter normalen Umständen und natürlich vor Bens Zeit hätte ich nicht eine Sekunde gezögert, mich auf eine Ganzkörperbehandlung von ihm einzulassen, aber jetzt musste ich meine Unschuld und meinen nicht Gera-tex-behandelten Körper mit aller Macht verteidigen.
Andreas, die Spritze in der Hand, pirschte sich wieder näher an mich heran.
»Anhalten«, sagte ich drohend.

Aber wie die meisten Männer meinte er es besser zu wissen und hörte nicht auf mich. Kämpferisch den Stuhl von einer Seite zur anderen schwingend, hielt ich ihn auf Abstand.
Doch leider ging dabei die Vase, die auf dem Tisch gestanden hatte, mit einem dumpfen Klirren zu Bruch. Scherben, Blumen und Wasser ergossen sich auf den beigefarbenen Teppichboden und hinterließen Spuren der Verwüstung.
»Also wirklich«, brummte Andreas. »Das geht jetzt aber echt zu weit.«
»Ich habe Sie gewarnt«, verteidigte ich mich.
»Frau Meyer, Sie …!« Er schluckte die wüsten Beschimpfungen, die ich in seinen netten braunen Augen aufblitzen sah, hinunter und kniete sich hin, um die Bescherung zumindest notdürftig zusammenzuklauben.
In diesem Moment klopfte jemand kräftig an meine Tür. Da Andreas sich weiterhin in sicherer Entfernung unter dem Tisch befand, ging ich rüber und sah durch den Spion.
Vor der Tür wartete mein griesgrämiger Nachbar.
»Herr Warstein«, rief ich aus, hocherfreut über die Tatsache, dass es sich bei ihm mit Sicherheit nicht um Verstärkung für den Krankenpfleger handelte. Ich öffnete die Tür.
»Ich habe ein Geräusch gehört. Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«, begrüßte mich Herr Warstein etwas steif. Dann entdeckte er das appetitlich knackige, weiß verpackte Hinterteil von Andreas unter meinem Eichentisch.
»Störe ich?«
Ich hätte ihn umarmen können. Wie niedlich. Als ob eine rüstige Sechsundsiebzigjährige ihren schnuckeligen Krankenpfleger mal eben so unterm Tisch beglückte.
»Im Gegenteil«, versicherte ich. »Andreas wollte sowieso gerade gehen.«
Der Krankenpfleger, der in diesem Moment ächzend – solche Muskelberge machten nicht eben gelenkig – zwischen zwei Stühlen hervorkrabbelte, warf mir einen bösen Blick zu.
»Wir sehen uns«, raunte er mir drohend zu, ehe er sich endlich wieder mit seiner Krankentasche verzog.
»Nicht wenn ich es verhindern kann«, flüsterte ich ihm leise hinterher und schlug die Wohnungstür mit Extraschmackes zu. Warstein blieb mit verschränkten Armen an der Tür stehen. Er war ein komischer alter Kauz.
»Danke, dass Sie sich um mich gesorgt haben«, eröffnete ich die Unterhaltung.
Warstein nickte nur. Doch er machte keinerlei Anstalten, das Zimmer wieder zu verlassen.
Verlegen blickte ich ihn an. »Leider kann ich Ihnen nichts zu trinken anbieten. Ich war noch nicht einkaufen, und … «

Wortlos wanderte mein Nachbar zu einem kleinen Schränkchen im Wohnzimmer und holte aus der darin enthaltenen Minibar zwei geschliffene Gläser und eine Whiskyflasche. Er goss zwei großzügige Abmessungen in unsere Gläser und reichte mir eines. Immer noch stumm prosteten wir uns zu und nahmen jeder einen Schluck. Dann begutachtete Warstein, selbstverständlich schweigend, meine mit Beate per Photoshop fabrizierten »Familienfotos«.
»Ihr Mann?« Er verwendete wirklich kein Wort zu viel.
»Mein verstorbener Mann«, erwiderte ich genauso einsilbig.
»Und die Söhne.«
»Ja.«
Stille. Warstein starrte immer noch das Bild meines »Mannes« an. Mist! Hoffentlich kannte er nicht den Fotoband über die Zwanzigerjahre in Berlin, aus dem Beate und ich meinen Göttergatten ausgeschnitten hatten.
»Waren Sie auch mal verheiratet?«, fragte ich schnell, um Warstein abzulenken.
»Nein.« Sein Gesicht schien sich urplötzlich zu verhärten. Man konnte deutlich sehen, wie die Backenmuskulatur hervortrat. Dies gehörte offensichtlich nicht zu seinen Lieblingsthemen. Aber er hatte Pech. Mir wollte leider partout kein anderer Gesprächsgegenstand einfallen, also bohrte ich weiter.
»Haben Sie nie die Richtige getroffen? Oder war die Auswahl zu groß, um sich festzulegen?«
»Weder noch«, antwortete er nach reiflicher Überlegung. Was sollte das denn heißen? Aber sein abweisender, fast drohender Blick verbot weitere Fragen in diese Richtung. Also noch mehr Stille. Minutenlang.
»Spielen Sie Golf?«, erkundigte sich Herr Warstein schließlich.
»Handicap 12.«
»Wirklich?« Er zog anerkennend die Augenbrauen hoch.
»Zumindest früher einmal«, setzte ich hinzu. Ich hatte keine Ahnung, ob sich das Golf-Handicap im Alter verschlechterte.
»Wir spielen morgen früh um sechs Uhr dreißig. Haben Sie Lust mitzukommen?«
Ich schluckte. Eigentlich war ich ja nicht so die Frühaufsteherin, aber wenn ich schon mal hier war, musste ich mich wohl oder übel den lokalen Gepflogenheiten anpassen.
»Sehr gern«, nahm ich seine Einladung an.
Zwei Minuten später klingelte Adam an der Tür und erlöste mich von weiteren Kommunikationsanstrengungen. Es war endlich Zeit fürs Mittagessen. Und für Ben natürlich!

9.

In den letzten Stunden hatte Tim sich durch wahre Berge von Papier gequält und alles gelesen, was auch nur im Entferntesten mit kriminellen Machenschaften zu tun hatte: Mord, Totschlag, Raub und Erpressung. Aber das gefundene Material war meist zu grausam und leider auch schon zu abgelutscht, um von ihm zu einem »Abgefahren«-Fall verwurstet zu werden. Nichts passte.
Schlechtgelaunt biss er von dem Croissant ab, das ihm Frau Mutzenbacher freundlicherweise besorgt hatte. Ob er mal bei der Polizei anrufen sollte? Aber die würden ihm wahrscheinlich auch keine Auskunft über laufende Verfahren geben. Oder?
Endlich hatte er einen Geistesblitz. Er würde Herrn Burkhardt einen Besuch abstatten und ihn über seine aktuellen Fälle befragen! Burkhardt, ein Ex-Polizist, leitete in Köln-Porz eine kleine Privatdetektei, und Tim hatte ihn schon des Öfteren angerufen, wenn sie für »Abgefahren« Fachwissen über den Gebrauch von Schusswaffen oder Ähnlichem benötigten.
Gesagt, getan. Kurze Zeit später parkte er vor einem unscheinbaren Reihenhaus. Tim hatte mit dem Wort »Privatdetektei« immer Hinterhöfe und schäbiges Mobiliar assoziiert, aber von Burkhardts Büroräumen wurde er eines Besseren belehrt. Das Ambiente wirkte überaus gediegen und professionell.
Schließlich saß er dem Privatdetektiv höchstpersönlich gegenüber. Burkhardt war vielleicht fünfzig Jahre alt, sportlich, mit einem wettergegerbten, intelligenten Gesicht. Tim fand ihn auf Anhieb sympathisch.
»Was kann ich für Sie tun?«, eröffnete Burkhardt das Gespräch.
Nachdem Tim sein Anliegen geschildert hatte, blickte er sein Gegenüber erwartungsvoll an.
»Wissen Sie«, unterbrach Burkhardt die gespannte Stille, »vielleicht habe ich ja wirklich einen interessanten Fall für Sie.«
»Ach ja? Und worum geht es dabei?«
»Hm. Im Grunde genommen geht mich besagter Fall gar nichts mehr an«, erklärte Burkhardt etwas umständlich. »Der Auftraggeber hat uns gebeten, die Ermittlungen einzustellen und die Sache zu den Akten zu legen. Aber das ist in meinen Augen die falsche Entscheidung.«
»Um was für eine Art von Verbrechen handelt es sich denn?«, versuchte Tim dem Privatdetektiv weitere Einzelheiten zu entlocken.
»Körperverletzung«, antwortete Burkhardt trocken. »Schwere Körperverletzung.«

»Wer ist verletzt worden? Und hat man schon eine Spur, die zu einem möglichen Täter führt?«, erkundigte sich Tim interessiert. Er konnte es fühlen: Das hier war »sein« Fall, davon würde sein Drehbuch handeln!
»Zwei junge Frauen wurden ziemlich schlimm zugerichtet. Und nein, man hat noch überhaupt keine Ahnung, welches Motiv beziehungsweise welcher Täter dahinterstecken könnte«, erwiderte Burkhardt und öffnete seine Schreibtischschublade. Er zog einen braunen DIN-A4-Umschlag hervor und legte ihn auf den Tisch.
Tim wollte danach greifen, doch im letzten Moment zog der Privatdetektiv ihn aus seiner Reichweite.
»Einen Moment noch«, sagte Burkhardt und nahm ein Formular aus einer anderen Schublade. »Sie müssen erst noch eine Vertraulichkeitserklärung unterzeichnen, denn Sie dürfen selbstverständlich keinen der realen Namen verwenden. Das Gleiche gilt natürlich für den Schauplatz des Verbrechens.«
Tim las sich die standardisierte Erklärung kurz durch, nahm den von Burkhardt offerierten Stift und unterschrieb. Im Gegenzug reichte ihm der Privatdetektiv den Umschlag. Neugierig griff Tim hinein und zog mehrere stark vergrößerte Fotografien heraus. Deren Anblick ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren, und er musste energisch die aufsteigende Übelkeit bekämpfen. Nein, das war keine einfache Körperverletzung, das hier war weitaus schlimmer als ein blaues Auge oder eine aufgeplatzte Lippe. Diese Frauen waren so entstellt, dass man sie kaum noch als menschliche Wesen erkennen konnte.
»Haben die Mädels das überlebt?«, fragte er schockiert.
»Ja, sonst wäre es ja Mord, und ich würde mich moralisch verpflichtet fühlen, den Fall an die Polizei weiterzuleiten«, antwortete Burkhardt trocken. »Die beiden werden in ein paar Monaten wieder auf dem Damm sein und laut ärztlichem Bericht auch keine Folgeschäden davontragen. Trotzdem, momentan sehen sie wirklich aus wie Wesen von einem anderen Stern.«
»Womit hat der Täter die beiden denn nur so übel zugerichtet?«, fragte Tim und war sich nicht sicher, ob er die Antwort wirklich wissen wollte. Die Bilder waren einfach zu grausam: zu Schlitzen verengte Augen, grotesk aufgequollene Lippen und diese tischtennisballgroßen Beulen auf der Stirn. Die gesamte Gesichtshaut der Opfer wirkte zudem extrem aufgedunsen, quasi zum Platzen gespannt – wie ein zu fest aufgeblasener Fußball.
»Vermutlich mit einer unter die Haut gespritzten Kochsalzlösung oder so etwas, aber ich weiß es nicht genau. Der Arztbericht war in diesem Punkt etwas vage. Und kurz nach dem ersten Gespräch hat uns der Auftraggeber auch schon wieder zurückgepfiffen.«

»Was haben denn die beiden Opfer gesagt? Sie müssen doch wissen, wer ihnen das angetan hat!«, unterbrach ihn Tim.
Burkhardt musterte ihn kühl, offenbar wurde er nicht gerne bei seinen Ausführungen gestört. »Die Opfer wurden zuerst mit K.-o.-Tropfen betäubt. Angeblich können sie sich an nichts erinnern. Das hat mir zumindest der Auftraggeber mitgeteilt. Ich selbst habe aber keinen direkten Kontakt mit den beiden Frauen gehabt.«
»Und warum ist dieser ominöse Klient jetzt nicht mehr an der Aufklärung des Falls interessiert?«
Burkhardt zuckte mit den Schultern. »Ich gehe mal davon aus, dass man die Sache vertuschen will. So eine private Einrichtung wie die, für die mein Auftraggeber arbeitet, lebt ja größtenteils von ihrem guten Ruf. Wahrscheinlich werden einfach die bestehenden Sicherheitsvorkehrungen erhöht. Zumal der Täter eindeutig im eigenen Umfeld zu suchen ist und jeden Tag erneut zuschlagen könnte. Man muss kein Psychologe sein, um festzustellen, dass hier jemand einen ziemlichen Hass auf Frauen hat.«
»Wie das? Woher wissen Sie denn, dass der Täter jederzeit erneut zuschlagen kann? Und was für eine Einrichtung ist das überhaupt?« »Es handelt sich um ein sehr luxuriöses Seniorenheim. Und weil das Grundstück jetzt schon extrem gut bewacht wird, vermute ich, dass es nur jemand von den Gästen im sogenannten Südturm oder jemand vom Personal gewesen sein kann. Aber da man den Täter nicht dingfest gemacht hat, muss ich annehmen, dass er sich bald ein neues Opfer suchen wird. Wahrscheinlich wieder eine junge Frau.«
»Ein Seniorenheim? Welches denn?«, fragte Tim bestürzt. Er hatte eine dunkle Vorahnung.
»Na, dieses todschicke … wie heißt es noch mal?« Burkhardt schaute auf seine Notizen. »Ach ja, Schloss Winterfreude!«
Bei Tim stellten sich augenblicklich die Nackenhaare auf. Seine Kopfhaut prickelte unangenehm. Um Gottes willen! Lenny schwebte in akuter Gefahr. Stockend erzählte er Burkhardt von ihrem verrückten Plan.
»Nun, wenn Ihre Freundin als ältere Dame verkleidet ist, sollte sie eigentlich nicht in das Beuteschema des Täters passen.« Herr Burkhardt musterte Tim, und es war eindeutig, dass er Lenjas Vorhaben für eine riesengroße Dummheit hielt. »Falls der Täter oder die Täterin allerdings die Verkleidung durchschaut, sähe die Sache natürlich anders aus. Vielleicht würde derjenige sich in diesem Fall sogar besonders bedroht oder provoziert fühlen und dementsprechende Rachegelüste entwickeln …«

»Warum sind Sie sich so sicher, dass der Täter es nicht nur auf diese beiden Polinnen abgesehen hatte?«, hakte Tim nach. Das wäre ihm persönlich die liebste Variante.
Burkhardt zuckte mit seinen massigen Schultern. »Man ist sich bei so etwas natürlich nie ganz sicher, aber normalerweise habe ich ein gutes Gespür für diese Dinge. Außerdem sprechen zwei Dinge gegen diese Theorie: Zum einen haben die beiden Frauen gemäß den vorliegenden Informationen noch nicht lange genug in Deutschland gelebt, um sich hier gewaltbereite Feinde zu machen, und zum anderen muss es jemand aus dem Altersheim gewesen sein, also kein Außenstehender, der mit den Opfern noch ein Hühnchen aus grauer Vorzeit zu rupfen hatte.«
Das hörte sich leider sehr logisch an. »Aber was machen wir denn nun? Wir können doch nicht einfach warten, bis der Typ wieder zuschlägt?«
Burkhardt lächelte traurig. »Leider machen *wir* sowieso nichts. Mir sind die Hände gebunden. Aber an Ihrer Stelle würde ich meine Freundin warnen und versuchen, sie von dieser Schnapsidee wieder abzubringen.«
Burkhardt kannte Lenny nicht, stöhnte Tim innerlich. Die würde sich durch so eine Geschichte garantiert nicht ins Bockshorn jagen lassen. Er könnte eher einen ausgehungerten Löwen davon abhalten, eine fußkranke Antilope zu verspeisen, als Lenja von der Jagd nach ihrem bescheuerten Ben.
Der Privatdetektiv fühlte sich durch Tims Schweigen veranlasst, etwas Aufmunterndes zu sagen. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie können ja auf eigene Faust noch etwas ermitteln, natürlich mit der gebotenen Vorsicht. Falls Sie etwas Interessantes finden, rufen Sie mich an, und wir besprechen die weitere Vorgehensweise. Was halten Sie davon?«
»Danke, Herr Burkhardt. Aber ich glaube, ich muss erst einmal gründlich über alles nachdenken«, antwortete Tim wahrheitsgemäß und verabschiedete sich. Kurz vor der Tür drehte er sich noch einmal zu dem Detektiv um. »Aber mit einem haben Sie sicherlich recht: Das ist tatsächlich ein toller Plot für unsere Serie!«
Nur leider etwas zu gefährlich, um ihm das Leben wirklich leichter zu machen, dachte Tim, als er in den Wagen stieg. Der Einsatz bei Lennys Spiel hatte sich gerade dramatisch erhöht. Und so viel war klar: Er würde sie niemals aus diesem verdammten Heim rauskriegen. Aber wenn er vorgab, diesen Fall als Drehbuchidee auszuarbeiten, und ihn dabei hoffentlich löste, könnte er zumindest in Lennys Nähe bleiben und ein Auge auf sie haben!

10.

Zu meiner großen Enttäuschung befand sich Ben nicht unter den wenigen Gästen, die sich im Sonnensaal eingefunden hatten, um ein relativ fades Süppchen und Königsberger Klopse zu verspeisen.
»Donnerstag ist unser Ausflugstag. Da speisen die meisten Gäste auswärts«, belehrte Adam mich ungefragt. Er saß mir zur Feier meines Einstands in Schloss Winterfreude gegenüber und leistete mir beim Essen Gesellschaft.
Wo die Ärzte aßen, verriet er mir leider nicht. Dumm gelaufen. Dabei hatte sich Adam so gefreut, Herrn Warstein in meinem Zimmer vorzufinden, als er mich um Punkt elf Uhr zwanzig abgeholt hatte. Er hatte ihn sogar spontan eingeladen, uns zum Essen zu begleiten, doch zum Glück hatte Warstein das großzügige Angebot abgelehnt.
Im Sonnensaal, der entgegen seinem Namen nur schummerig beleuchtet war, versuchte Adam, der mir recht feinfühlig zu sein schien und meine kleine »Ben-ist-nicht-da«-Depri-Phase mitbekam, mich nach besten Kräften zu unterhalten.
»Tanzen Sie eigentlich gern?«, wollte er plötzlich von mir wissen.
»Eher nicht«, antwortete ich wortkarg. Denn dieses Thema erinnerte mich leider auch schon wieder an Ben. Ben liebte Standardtänze aller Art und hatte vor unserer Trennung zwei Jahre lang erfolglos versucht, mich zu einem klassischen Tanzkurs mitzuschleifen. Das war damals jedoch ein absolutes No-Go für mich gewesen. Zwar zappelte ich ganz gerne mal in einem Club ab, aber so steif und getragen Walzerkreise drehen? Dagegen hatte ich mich mit aller Entschiedenheit gewehrt.
Was mal wieder ganz fabelhaft Einsteins »Relativitätstheorie« belegte … denn heute würde ich meinen rechten Arm dafür geben, diesen blöden Kurs mit Ben zu absolvieren.
»Schade«, sagte Adam und verzog sein eigentlich ganz attraktives Gesicht in traurige Dackelfalten. »Bald findet unser großer Frühlingsball statt. Da wird immer viel getanzt.«
»Dann werde ich eben zuschauen«, meinte ich gottergeben. Meine Interessen gingen in eine völlig andere Richtung.
»Wohnen Sie eigentlich auch hier in Schloss Winterfreude?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln, so völlig apropos.
»Ja«, gab Adam bereitwillig Auskunft. Hoffentlich freute er sich über mein großherziges, wenn auch nicht ganz uneigennütziges Interesse an seiner Person.
»Und die anderen Angestellten ebenso?«

»Die meisten.«
»Wo denn?«, erkundigte ich mich, während ich möglichst nonchalant einen Königsberger Klops zerteilte.
»In dem gelben Dienstgebäude hinterm Golfplatz«, antwortete er ahnungslos.
»Und was ist mit dem Ärzteteam?« Ich kaute angestrengt.
Adam schaute mich zum ersten Mal groß an. Als ob er prüfen wollte, ob ich noch alle Tassen im Schrank hatte. Wobei er diesen Zustand zweifelsfrei netter umschrieben hätte. Er war wirklich ein Gemütsmensch.
»Es gibt zwar einen 24-Stunden-Notfall-Service«, sagte er, während er mich intensiv musterte. »Aber die Ärzte wohnen selbstverständlich nicht auf dem Gelände.«
»Ich verstehe.« Angespannt suchte ich nach dem richtigen Aufhänger, um mich nach Ben zu erkundigen.
»Arbeitet hier nicht seit drei Wochen ein neuer Arzt?«, fragte ich listig mit einem unschuldigen Augenaufschlag. Dann fiel mir ein, dass diese aufreizende Mimik vollkommen für die Katz war. Denn es war höchst unwahrscheinlich, dass sich mein neuer polnischer Freund von den Augenaufschlägen einer alten Dame wie mir um den Finger wickeln ließ.
»Nicht dass ich wüsste«, antwortete Adam leicht irritiert.
Ich war unglaublich hartnäckig. »Jemand, der eine Schwangerschaftsvertretung macht?«
Adam zuckte wortlos mit den Schultern.
»Ich habe gehört, dass dieser Arzt sogar eine Verwandte hier im Schloss hat.« Viel weiter konnte ich wirklich nicht gehen, ohne dass mein unangemessen großes Interesse an Ben selbst dem unschuldigen Adam auffallen musste.
»Ach, Sie meinen Frau Thorwalds Enkel.« Hurra, der Groschen war gefallen.
Meine betont unbefangene Antwort war definitiv Oscar-verdächtig: »Ich weiß nicht, wie er heißt, aber meine Nichte hat ihn mal erwähnt.«
»Ich glaube, Doktor Hohenfels bleibt uns für einige Zeit erhalten.«
Glauben ist gut, Wissen wäre besser, dachte ich leicht erzürnt über Adams unverbindliche Antwort. »Wie schön für seine Großmutter.«
»Bestimmt.« Warum musste Adam nur gerade jetzt so einen außerordentlichen Appetit entwickeln und seine verdammten Klopse essen?
»Und wo wohnt Frau Thorwalds Enkel? In der Wohnung seiner Großmutter?«
Adam sah mich mitfühlend an. Klar, der dachte, dass ich einen Sockenschuss hatte! »Das darf ich Ihnen leider nicht sagen.«
Okay, jetzt war ich wohl wirklich an der Definition von »normalem Interesse« vorbeigeschossen.

Entschuldigend zog Adam Schultern und Hände hoch.
»Wenn es sie so sehr interessiert, kann ich Ihnen gerne heute Abend Frau Thorwald vorstellen, und Sie können sie persönlich um eine Antwort ersuchen.«
Allmächtiger, das fehlte mir gerade noch. »Nein, nein. Bitte belästigen Sie Frau Thorwald nicht mit solchen Kleinigkeiten«, beeilte ich mich zu sagen. Ich würde Bens Aufenthaltsort schon noch herausfinden. Da war ich mir völlig sicher.
Nach dem Mittagessen machte ich auf Adams Empfehlung offiziell einen kleinen Verdauungsspaziergang. Inoffiziell wollte ich mir das Dienstgebäude einmal genauer anschauen.
Es dauerte unverhältnismäßig lange, bis ich in meinem Greisengang das gewünschte Ziel erreichte. Aber dann stand ich vor dem schmucken gelben Haus, das komplett vom Grün des Golfplatzes umgeben war. Es war still hier. Kein Mensch weit und breit. Ob ich mal kurz reinschauen sollte?
Vorsichtig erklomm ich die drei Stufen zur Eingangstür. War die offen oder verschlossen? Energisch drückte ich die Klinke herunter. Die Tür war offen. Leicht knarrend schwang sie auf.
Dann stand ich in einem grauen, gar nicht mehr so schmucken Treppenhaus. Klarer Fall von außen hui und innen pfui. Hoffentlich musste mein armer Ben hier nicht hausen.
Wie magisch angezogen, tigerte ich in den ersten Stock. Dort gab es genau wie im Erdgeschoss eine Unmenge an Türen. Jeder Angestellte wohnte anscheinend in einem relativ kleinen Zimmerchen. Hoffentlich gab es für jeden wenigstens eine anständige Dusche und ein Klo. Meine 12.000 Euro im Monat sollte man mal besser in eine angemessene Behausung der Mitarbeiter stecken. Das Management von Schloss Winterfreude sparte definitiv an der falschen Stelle.
Auf einmal hörte ich Schritte. Jemand kam von unten die Treppe rauf. Was jetzt? Ich mochte ungern hier beim Spionieren erwischt werden. Leise stieg ich noch ein Stockwerk höher.
Der zweite Stock sah genauso aus wie der erste. Ich hielt die Luft an. Tap, tap, tap. Wer immer das war, wollte ebenfalls in den zweiten Stock.
Vorsichtig schlich ich weiter in den dritten. Verdammt! Das Haus hatte nur drei Etagen.
Die Schritte verstummten. Gott sei Dank! Ich wischte mir den Angstschweiß von der Stirn. Aber ich hatte mich zu früh gefreut. Mein Verfolger nahm gerade die dritte Treppe in Angriff, offenbar hatte er sich nur kurz ausgeruht.

Verzweifelt starrte ich auf die vielen Türen. Mir blieb keine Wahl. Lautlos drückte ich die Klinke der ersten runter. Abgeschlossen. Die zweite ebenfalls.
Bei der dritten hatte ich Glück. Und im nächsten Moment stand ich in einer winzigen Kammer. Bis auf ein Bett und einen Schrank war der picobello aufgeräumte Raum allerdings völlig leer.
Mit einem Schritt war ich am Fenster. Mist! Keine Feuerleiter. Ich saß fest, wie ein gehetzter Fuchs im Bau.
Dann, fast im Zeitlupentempo, öffnete sich die Tür. Ich hielt unwillkürlich die Luft an. Dann schwang die Tür ganz auf, und ich atmete wieder aus.
»Herr Warstein …!«, stammelte ich.
Es war schon wieder mein schweigsamer Nachbar, der mitten im Türrahmen meiner Zuflucht stand und mich mit einem schwer zu deutenden Blick musterte.
»Was machen Sie hier?«, fragte er mich lauernd und machte drohend einen Schritt auf mich zu.
»Ich … ich … wollte …« Vor lauter Schreck brachte ich keinen vollständigen Satz raus. Wenn man mich jetzt wegen versuchten Diebstahls aus Schloss Winterfreude warf und ich damit meine allerletzte Chance bei Ben verspielte, würde ich mir das niemals verzeihen.
»Haben Sie sich verlaufen?«, erkundigte sich Herr Warstein plötzlich etwas freundlicher, aber sein Gesichtsausdruck blieb wachsam, als hätte er mich gerade auf frischer Tat bei einem kriminellen Akt ertappt.
In dieser Sekunde ging die Tür, die Warstein merkwürdigerweise hinter sich geschlossen hatte, wieder auf und eine blonde, sportlich aussehende Krankenschwester trat ein. Langsam wurde es eng in der kleinen Kammer.
»Was ist denn hier los?«, erkundigte sich die Krankenschwester streng. »Sie befinden sich unbefugterweise im Personaltrakt.«
»Ich bin neu hier und … habe mich verlaufen«, griff ich nach dem rettendem Strohhalm der Erklärung, die mir Warstein gerade souffliert hatte.
Meine wirr gestammelten Worte schienen Wirkung zu zeigen, denn die Krankenschwester konzentrierte sich nun auf Herrn Warstein. »Und Sie, was machen Sie in diesem Zimmer?« Es hatte etwas von einem Verhör, aber Warstein zuckte nicht mal mit der Wimper.
»Ich könnte Sie das Gleiche fragen«, erwiderte er. »Ich habe Sie noch nie gesehen.«
Plötzlich lächelte die Krankenschwester und streckte ihm die Hand hin. »Sie haben recht. Ich bin auch neu hier. Simone Berneke ist mein Name, und heute ist mein erster Arbeitstag.«

»Warstein.« Mein Zimmernachbar schüttelte kurz die angebotene Hand. »Sehen Sie, ich habe beobachtet, wie Frau Meyer sich verlaufen hat, und bin ihr gefolgt, um sie wieder zum Südturm zu lotsen.« Herr Warstein verzog keine Miene, aber er betonte das Wort »verlaufen« so eigenartig, dass mir ein Schauer über den Rücken lief.
»Dann ist ja alles gut«, murmelte Frau Berneke, die ein hübsches, feingeschnittenes Gesicht hatte und mir bei näherer Betrachtung bekannt vorkam. Oder irrte ich mich?
»Aber was machen Sie hier um diese Uhrzeit?«, hakte Herr Warstein nach. »Müssten Sie nicht eigentlich bei der Arbeit sein?«
Die Krankenschwester zuckte mit den Schultern. »Wie es der Zufall will, stehen wir alle in Zimmer 312, meinem neuen Zuhause.«
»Wie bitte? Dann gehören der grauen Anzug auf dem Stuhl, der Rasierapparat und das Herrendeo auf dem Waschtisch also Ihnen?«, fragte Warstein, dessen Beobachtungsgabe mir langsam unheimlich wurde.
»Nein, das tun sie nicht«, gab die blonde Krankenschwester zu. Sie war sichtlich beeindruckt von Warsteins provokanter Frage. »Das Zimmer wird erst heute Abend meines sein, wenn ich mit Doktor Hohenfels getauscht habe.«
Es kostete mich eine fast unmenschliche Selbstbeherrschung, diese Simone nicht mit Fragen nach Bens neuer Unterkunft zu bombardieren. Aber ich spürte, dass das vor dem extrem aufmerksamen Warstein ein Fehler wäre. Nein, ich musste Bens Bleibe anders ausfindig machen. Wenigstens wusste ich jetzt, dass er tatsächlich im Personaltrakt wohnte. In dieser wonniglichen Gewissheit ließ ich mich wie ein Lämmchen von Warstein zurück zum Südturm führen.

11.

Nachdem ich den restlichen Nachmittag darauf verwendet hatte, meinen Herzschlag wieder auf Normalgeschwindigkeit zu senken, betrat ich, erneut an Adams Seite, die »Taverne«, in der gerade das Abendessen zelebriert wurde. Alle Tische waren mit Damasttischdecken und weißem Goldrandgeschirr für jeweils zwei bis sechs Personen gedeckt. Von den schätzungsweise achtzig anwesenden Senioren war die überwiegende Mehrheit weiblich. Die Kleiderordnung reichte von Schlabberhose bis Abendrobe. Im Eingangsbereich hatte sich, bedingt durch das unterschiedliche Gehvermögen der einzelnen Gäste – einige fuhren mit motorbetriebenen Rollstühlen, andere benutzten einen Rollator –, eine kleine Menschentraube gebildet. Adam und ich standen eingekeilt in diesem Meer aus weißhaarigen Senioren. Dann setzte plötzlich mein Herzschlag aus. Denn meine Augen hatten denjenigen ausgemacht, nach dem ich so lange vergeblich gesucht hatte: Ben.
Er saß an einem Sechsertisch zwischen einem Mann im weißen Kittel und der neuen Krankenschwester. Wie hieß die noch mal? Ach ja. Simone. Die restlichen Plätze an seinem Tisch waren leider ebenfalls belegt.
Ich kniff angestrengt die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Es schien fast so, als würde sich Ben angeregt mit dieser Simone unterhalten. Unwillkürlich schaute ich sie mir etwas genauer an. Sie dürfte Mitte zwanzig sein und hatte – wie ich schon vorhin in Bens Zimmer bemerkt hatte – ein ganz hübsches Gesicht, das aber ohne jegliches Make-up etwas mausig aussah. Erleichtert rief ich mir ins Gedächtnis, dass sie deutlich stämmiger war als ich. Ihre Haare waren fast männlich kurzgeschnitten und lagen auch nicht ganz perfekt. Keine Konkurrenz, Gott sei Dank! Befriedigt hielt ich nach Gloria Ausschau.
»Da sitzt sie, die große Frau Thorwald. Wollen Sie sie kennenlernen?« Adam war offenbar meinem Blick gefolgt. Ich musste echt ein bisschen vorsichtiger agieren. Zwischen dem Schießhund von einem Nachbarn und diesem intuitiven Polen durfte ich nicht allzu durchschaubar sein.
»Nein, nein«, beeilte ich mich zu sagen. »Ich will mich nicht aufdrängen.«
»Aber an ihrem Tisch ist noch ein Platz frei.« Adam ergriff zielstrebig meinen Arm und zog mich zu Glorias Tisch. Ich wehrte mich mit allen Kräften, die eine Karla Meyer besitzen durfte. Es nützte nichts. Im nächsten Moment stand ich vor Gloria wie das sprichwörtliche Kaninchen vor der Schlange. Würde sie mich erkennen? Mein Herz schlug wie ein Hammer in meiner Brust. Aber Gloria war viel zu beschäftigt, um mich wahrzunehmen: Sie hielt Hof.

«… und mein Enkel mittendrin! Er ist schon einmalig, mein lieber Benedikt, nicht wahr?« Gloria blickte beifallheischend in die Runde.
»Er ist wirklich etwas Besonderes, meine Liebe«, pflichtete ihr eine feine alte Dame zu ihrer Linken bei. »Nicaragua, meine Güte! Aber hat dein Enkel nicht eine Verlobte, die ihn hier festhält?«
»Aber Nora«, Gloria hob theatralisch die Hände. »Das habe ich dir doch schon erzählt. Ben war niemals verlobt. Er hatte nur so eine kleine Freundin, und die hat er jetzt …«, sie grinste niederträchtig, »… in den Wind geschossen, wie man heutzutage sagt.«
»Dann ist er jetzt also wieder zu haben?« Freundlich lächelnd gab Glorias Gesprächspartnerin ihre Zustimmung zu dem größten Debakel meines bisherigen Lebens.
Adam räusperte sich. Die Damen blickten auf. Mir schwirrte der Kopf. Glorias »in den Wind geschossen« geisterte als Echo durch meine Gedanken.
»Diese alte Hexe!«
Auf einmal starrten mich alle Senioren am Tisch etwas befremdlich an. Ach, du lieber Himmel, hatte ich den letzten Satz etwa laut ausgesprochen? Verzagt blickte ich in die Runde. Hoffentlich bezog Gloria das »alte Hexe« nicht auf sich. Ich schluckte verzweifelt, aber mir fiel keine passende Erklärung für mein Verhalten ein.
»Bitte?«, meinte Gloria spitz.
Adam, der bestimmt glaubte, dass bei mir ein paar Schrauben locker waren, rettete die Situation, indem er so tat, als ob gar nichts passiert sei. »Frau Thorwald. Frau Westheimer. Meine Herren. Darf ich Ihnen Frau Meyer vorstellen?« Er vollführte formvollendet eine kleine Verbeugung. Gloria unterzog mich einer kritischen Musterung, und mein Herz rutschte mir kurzfristig in den dunkelblauen Rock, den ich gerade trug. Aber dann streckte sie mir ihre Hand entgegen. »Enchantée.«
Glorias Freundin Nora Westheimer und ich reichten uns ebenfalls die Hand. Adam war nun voll in seinem Element. Mit einer ausladenden Handbewegung geleitete er mich zu dem letzten freien Platz am Tisch.
»Das ist Herr Degen.« Ein gemütlich aussehender Mann mit kugelrundem Bierbauch und weißer Halbglatze zwinkerte mir durch seine dicken Brillengläser zu.
»Herr Altmann.« Herr Altmann sah etwas verbissen und ziemlich gestresst aus, als stünde er unter enormem Zeitdruck. Während er mir zunickte, schaufelte er sich weiter Salat in den Mund.
»Und Herr Kempowski.« Ganz in Schwarz gekleidet, stand ein sehr hagerer Mann höflich auf und reichte mir eine ausgezehrte Hand.

»Angenehm. Bitte setzen Sie sich doch.« Herr Kempowski, der trotz seiner filigranen Statur einen festen Händedruck hatte, konnte sich mit einem Wischtuch kämmen. Er hatte kein einziges Haar mehr auf dem Kopf.
Adam rückte mir den Stuhl zurecht und wartete, bis ich zwischen Herrn Altmann und Herrn Degen Platz genommen hatte, dann verabschiedete er sich mit einem herzlichen: »Guten Appetit allerseits!«
Vorsichtig lugte ich über die aufwendige Tischdekoration Richtung Gloria. Sie war schon wieder ins Gespräch mit ihrer Freundin vertieft. Alles war gutgegangen. Erleichtert lehnte ich mich zurück.
Die drei Herren unterhielten sich angeregt und in merkwürdig gedämpftem Ton über mich hinweg.
»Angeblich war es eine Überdosis Botox.« Herr Altmann hielt kurz in seiner Salat-Spachtelei inne.
Ich horchte auf. Wer oder was hatte hier eine Überdosis Botox abgekriegt?
»Ich habe gehört, dass die beiden sofort abgereist sind, obwohl …«, setzte Herr Degen an.
»Bestimmt mit einer saftigen Abfindung fürs Dichthalten.« Herr Altmann klang indigniert.
«… obwohl man das durchaus verstehen kann. Zwei so hübsche junge Dinger vollkommen entstellt«, beendete Herr Degen den angefangenen Satz.
»Es ist jedenfalls schandhaft, dass ein solcher Frevel hier passieren kann«, meinte Herr Kempowski. Er stand auf und entfernte sich wortlos Richtung Toilette. Dabei stieß er fast mit dem Kellner zusammen, der mir gerade ungefragt einen Salatteller vor die Nase stellte.
»Herr Altma…«, setzte ich an und nahm mein Besteck auf.
»Nicht so förmlich.« Herr Degen strahlte im Vergleich zu diesem fahrigen Altmann eine sonnige Ruhe aus. »Ich bin der Leopold.«
»Karla.«
»Dieter.« Herr Altmann schien nicht glücklich über Leopolds flottes Solidarisierungstempo zu sein. Aber er hatte keine Wahl.
»Herr Degen … ähm … Leopold, worüber habt ihr euch gerade unterhalten?«
Dieter Altmann warf Leopold einen warnenden Blick zu, der Letzteren aber nicht großartig zu beeindrucken schien, denn er gab mir bereitwillig Auskunft.
»Vor ein paar Tagen ist hier eine ganz schreckliche Geschichte passiert. Zwei der Reinigungskräfte wurden betäubt und mit Unmengen von Botox entstellt! Angeblich sahen die beiden ganz fürchterlich aus. Schlauchbootlippen und alles, was dazugehört.«
»Ist die Polizei verständigt?«, fragte ich interessiert und dachte: *Was es nicht alles gibt.*

Leopold schüttelte den Kopf. »Angeblich wollen Agnieszka und Gosia keine Anzeige erstatten.«
Ich blickte ihn überrascht an und nahm einen Bissen Salat.
»Wahrscheinlich hat man ihr Schweigen erkauft«, mutmaßte Dieter pikiert. »Unsere Welt wird eben immer korrupter.«
Ich kaute etwas schneller. Das Thema hörte sich spannend an. »Will das Management denn keine Maßnahmen zur Ergreifung des Täters einleiten?«
»Ich glaube kaum. Die tun gerade so, als wäre das lediglich eine Meinungsverschiedenheit unter den polnischen Mitarbeitern gewesen. Der Denkzettel eines gewalttätigen Ex-Freunds oder so«, erklärte Leopold. »Aber davon hätte man doch sicher schon früher etwas spitzgekriegt.«
»Diese Pappenheimer machen es sich halt einfach«, murmelte ich.
Er hielt sich eine Hand ans Ohr. »Wie bitte?«
»Diese Pappenheimer machen es sich halt einfach!«, wiederholte ich ein paar Dezibel lauter. Doch wahrscheinlich drückte sich die durchschnittliche Winterfreude-Insassin etwas gewählter aus, denn plötzlich schauten meine beiden Gesprächspartner mich ziemlich perplex an.
Es war ausgerechnet Gloria, die mich aus meiner selbstverschuldeten Klemme rettete. »Nora, meine Liebe!« Glorias theatergeschulte, glasklare Stimme ließ alle anderen Geräusche in den Hintergrund treten. »Deine neue Frisur ist wirklich ganz bezaubernd! Welcher Künstler hat denn dieses Wunderwerk vollbracht?«
Nora neigte erfreut ihr elegantes, tatsächlich sehr gut frisiertes Haupt. Ihre Antwort konnte ich leider nicht verstehen, denn im Gegensatz zu Gloria hatte sie eine sehr leise Stimme.
Während sich Dieter weiter über die fortschreitende Korrumpierung der Welt im Allgemeinen und von Schloss Winterfreude im Besonderen ausließ, beobachtete ich, wie Leopold sich eine blaue Pille einverleibte.
»Mineralstoffe. Willst du auch eine?«, fragte er mich und zeigte auf den imposanten Vorrat an Medikamenten, den er um seinen Teller drapiert hatte.
Ich schüttelte nur den Kopf, denn ich fand es unhöflich zu antworten, wenn man noch unter verbalem Beschuss von jemand anderem, in diesem Fall von Dieter, stand.
Leopold schien nicht dieser Meinung zu sein. »Vielleicht ein paar Vitamine? Magnesium hochdosiert?«, bot er etwas lauter an, um Dieter zu übertönen. »Heute vorsorgen, erspart den Kummer von morgen!« Er schmunzelte, während er sich eine Handvoll roter, orangefarbener und weißer Tabletten in den Mund warf. Dann griff er zum Wasserglas.

»… und in der Politik ist alles besonders schlimm«, dozierte Dieter, als Herr Kempowski sich wieder zu uns an den Tisch setzte.
»Wissen Sie eigentlich, dass ausgerechnet der sensible Adam, der sie gerade zu uns an den Tisch gebracht hat, die beiden Frauen gefunden hat?« Herr Kempowski beugte sich über den Tisch, um Blickkontakt mit mir aufzunehmen.
»Wir sind schon per …«, wollte Leopold einwerfen, aber er verschluckte sich. Im nächsten Moment fing er an zu husten. Es hörte sich dramatisch an, als würde er jeden Moment seine Lunge ausspucken, so sehr gurgelte er.
Ohne seine Rede zu unterbrechen oder auch nur hinzugucken, klopfte Herr Kempowski, »Paul für meine Freunde«, ihm kräftig auf den Rücken. »Glücklicherweise sollen die Opfer aber recht bald wieder auf dem Damm sein. Das hat uns jedenfalls Glorias Enkel versichert. Und der ist schließlich Arzt.«
Oh, mein Gott! Ben war auch in diese Sache involviert?
Leopold war inzwischen krebsrot angelaufen. Er schien keine Luft mehr zu bekommen.
»Und Warstein führt sich auf wie Sherlock Holmes höchstpersönlich«, frotzelte Dieter gehässig. Beide ignorierten den kollabierenden Leopold nach besten Kräften. Ich wollte aufspringen und Ben oder einen anderen Arzt zur Hilfe holen, denn Leopold schien mir wirklich kurz vor dem Erstickungstod zu stehen, aber Dieter hatte besitzergreifend seine Hand auf meinen Arm gelegt und hinderte mich daran. »Haben Sie unseren merkwürdigen Kollegen Warstein schon kennengelernt?«, fragte er.
Ich nickte verstört. Was war das denn für ein Panoptikum des Grauens? War ich hier im Altersheim oder im Irrenhaus gelandet? Warum kümmerte sich niemand um Leopold? Und was war das für eine bizarre Geschichte, die die sie da erzählten? Das könnte doch glatt ein Fall für Lara Kloft sein.
Wenigstens schien es Leopold jetzt etwas besser zu gehen. Er prustete und schnaufte, aber sein Gesicht hatte wieder eine gesündere Farbe angenommen.
»Mir wäre es gar nicht so unrecht, wenn Warstein der Sache auf den Grund geht. Das vermittelt nun nicht gerade ein Gefühl großer Sicherheit, wenn ich hier nächtens allein in meinem Bett liege.« Paul griff nach einem Brötchen.
Im gleichen Moment zuckte ich erschreckt zusammen. Eine Hand hatte sich auf meine Schulter gelegt. Ben? Blitzschnell schaute ich zur Seite. Nein, diese Hand gehörte ganz sicher nicht meinem Ex-Freund. Es war eine fleischige, sehr behaarte Hand. Am feisten Ringfinger blitzte ein protziger, goldener Siegelring. Schlagartig verstummten alle Tischgespräche.
Hinter mir stand eine menschliche Kröte. Vierschrötig und fett. Dunkle Äuglein funkelten mich interessiert an. Die Haarfarbe war genau auf den schmierig grauen Anzug abgestimmt.

»Gloria?«, fragte der Kröterich zuckersüß in die Stille. »Willst du mir nicht diesen attraktiven Neuzugang vorstellen?«
Aber Gloria ignorierte seine Bitte.
Der Widerling liebkoste meine Schulter mit seiner Speckhand. »Sie sind mir sofort aufgefallen!«, flötete er in mein Ohr. Am liebsten hätte ich mich vor Ekel geschüttelt.
»Edgar, sag doch, wie geht es eigentlich Wilhelmine? Ist sie immer noch im Krankenhaus?«, erkundigte sich Gloria in militärisch scharfem Ton.
Mit einem widerwärtigen Grinsen nahm der stämmige Alte seine Hand von meiner Schulter. Ich unterdrückte den Impuls, die Stelle sofort mit einer Serviette abzurubbeln.
»Danke der Nachfrage.« Edgars Stimme klang warnend. Nach kaltem Krieg. »Es geht ihr besser … glaube ich.« Er zwinkerte mir zu. »Falls mich jemand sucht, ich bin bis auf Weiteres an der Bar.«
Ohne ein Wort des Abschieds rauschte er von dannen. Alle meine Tischnachbarn atmeten hörbar auf.
»Ahh, der Schwarze Witwer wittert Frischfleisch.« Leopold grinste und klopfte mir mit seiner Riesenpranke auf die Schulter. »Er hat Geschmack, was, Karla?«
Ich nickte. Was blieb mir sonst auch anderes übrig? Dieser Abend brachte mich irgendwie an meine Grenzen.